

Ueber's Meer.

Roman von P. E. v. Areg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Diesen Arend haben wir zur Zeit," fuhr der New-Yorker Polizist fort. „Wollen die Engländer nach Konstatirung des Thatbestandes auch den anderen Verbrecher haben, so mögen sie sich ihn fangen oder fangen lassen, wie es ihnen beliebt. Bezüglich dieses Arend sind sie aber schon der Zeit nach entschieden die zuerst Berechtigten; wollen sie zu Gunsten der Belgier auf dieses Recht verzichten, so mögen das die Diplomaten miteinander abmachen, meine Sache ist das nicht."

„Aber, theurer Sir, bei diesen diplomatischen Verhandlungen werden voraussichtlich Monate verfließen, während es doch geradezu unmöglich ist, daß ich hier in New-York thatlos auf ihre Erledigung harre."

„Sehr richtig, Sir, und daß Sie das nicht thun sollen, ist meine mit Ihnen vollständig übereinstimmende Ansicht, mit der ich den Rath verbinde, zunächst nichts zu übereilen. Da der Verbrecher sich zur Zeit in unserer Hand befindet, habe ich diese Thatsache bereits heute Ihrer heimathlichen Behörde angezeigt, indem ich meinem Telegramme an dieselbe die Bemerkung beigefügt habe, daß bezüglich der Auslieferung Bedenken vorliegen. Diese Bedenken berühren die Hamburger Polizei nicht im Geringsten, der angebliche Mord in Singapore und wen die Thäterschaft dabei trifft, ist für sie von relativ vollkommener Gleichgiltigkeit. Was sie künftig darüber von Ihnen hören wird, genügt für sie. Und was Ihre eigene Person anlangt, Sir, so meine ich, daß Sie vorläufig ruhig die Antwort von Hamburg abwarten können; wenn Sie gebraucht werden, mag man Sie rufen."

Hierin also lagen die Gründe, warum Heinrich Tappmann noch nicht in Hamburg mit dem Manne hatte eintreffen können, den zu

Das Rathhaus in Bern. (S. 228)

suchen er ausgezogen war, und warum die Hamburger Behörde durchaus kein Interesse daran zeigte dem Kapitän des „Falken“ irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen.

* * *

Als er seine Geschäfte im Hafen-Polizeiamt geordnet hatte, wandte sich Kapitän Allings von dem Mastenwald der Schiffe ab und schlug den Weg nach St. Pauli ein. In diesem Viertel Hamburgs, das unmittelbar in seiner Fortsetzung mit Altona zusammenhängt, befinden sich die elendesten Winkelgassen, die erbärmlichsten Hütten. Und gerade nach einer Gegend, die sich durch die Aermlichkeit und Erbärmlichkeit ihrer Gebäulichkeiten vor dem ganzen sie umgebenden Elende noch besonders auszeichnete, ging der Kapitän. Ganz am Ende einer fast menschenleeren Sackgasse lag ein niederes, kleines Haus, dessen Dach sich unmittelbar über den Fenstern seines Parterre erhob. Dieses Häuschen bildete das Ziel von des Kapitäns Wanderung; er blickte wiederholt hinter sich, bevor er sich ihm so weit nahte, daß seine Absicht, dort einzutreten, für jeden ihm Nachfolgenden unverkennbar wurde; als er aber bemerkte, daß selbst von den wenigen Kindern, die im Staube der Gasse spielten, kein einziges seine Aufmerksamkeit auf ihn richtete, näherte er sich mit raschem Schritte der Hütte, zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete damit die Hausthüre und verschwand in dieser, sie wieder hinter sich verschließend.

Eine gute Viertelstunde später — die kleine Gasse war noch ebenso menschenleer als vorher — kam aus dieser Thür ein alter grauhaariger Mann mit fast weißem Vollbart, der in seiner grünen, gestrickten und an den Ellenbogen ausgebesserten Wolljacke, seinen abgeschabten Beinkleidern, seinen hohen, bis über die Kniee heraufgezogenen Wasserstiefeln ganz das Aussehen eines Hafen- oder Schiffsarbeiters hatte.

Der Mann ging die Vorstadt St. Pauli hinunter und wandte sich dem Theil Hamburgs zu, in dem die Fleeten liegen.

19.

In der Schänke und Nachtherberge am kleinen Quanterfleet saß am Mittag desselben Tages der Wirth Josua Sittig hinter seinem Schänktische. Er mußte eben sein Mittagessen beendigt haben, wenigstens stand vor ihm noch das benutzte thönerne Geschirr; er selbst saß dahinter, halb träumend, halb wachend, wie er gewöhnlich erschien.

Die Schänkstube war leer, denn die gewöhnlichen Gäste Sittig's waren um diese Zeit anderweitig beschäftigt.

Da tönte ein etwas schwerfälliger Schritt von dem Flur her, und dieses an und für sich geringfügige Geräusch weckte den Wirth im Nu aus seinem Halbschlummer.

Ein alter Mann trat in die Schänkstube, schon etwas gebückt von der Last seiner Jahre, in eine alte grüne Wolljacke gekleidet, mit defekten Hosen und großen, bis über die Kniee reichenden geschmierten Schifferstiefeln. Einen einzigen raschen Blick warf der Alte, indem sich seine Gestalt ein wenig in die Höhe richtete, auf den theilnahmlos dasitzenden Josua; aber dieser Blick genügte vollkommen, um diesen leicht zusammenschrecken und in den leisen Ausruf ausbrechen zu lassen: „Der Kapitän!“

„Dein Gedächtniß ist gut, besser, als Dein Ansehen vermuthen läßt, Josua,“ erwiederte Allings, indem er vorwärts schritt und sich an dem in der nächsten Nähe des Schänktisches stehenden Tische niederließ, von welchem Platze aus er sein Gespräch mit dem Wirthe, ohne seine Stimme anstrengen zu müssen, fortsetzen konnte. „Zwölf Jahre sind eine lange Zeit, wenn sich ein Mann Deines Schlages, vor dessen Augen täglich Hunderte von Leuten erscheinen und verschwinden, an eine Person von so verändertem Aussehen erinnern soll, als ich heute vor Dir erscheine. Doch genug davon. Du hast Nachrichten von mir erhalten?“

„Ich erhielt sie. Aber ich bitte, sprechen Sie leiser, Kapitän! Ich fürchte mich vor Lauschern. Ich werde mehr überwacht, als es vor Jahren geschah, und als Sie selbst vermuthen werden.“

„Gut also, reden wir leiser! Sperre Deine Ohren gut auf, damit Du nicht nur verstehst, was ich sage, sondern auch vernimmst, wenn sich ein unberufener Schritt uns naht.“

„Ich höre, Kapitän!“

„Also Du empfingst meine Nachrichten. Ist Alles bereit?“

„Kapitän, lassen Sie die Sache fallen. Mir ist nicht recht geheuer dabei.“

„Furcht, Josua? Von dieser Seite lerne ich Dich heute zum ersten Male kennen.“

„Es ist nicht Furcht, es ist das übergroße Risiko, das mich zurückschreckt.“

„Sonst warst Du weniger bedenklich, Josua, und ich durchschaue Dich auch jetzt: Du weißt noch nicht, was Du dabei verdienen wirst, wenn Du Dich in das Geschäft einläßt, und nur die Wahrscheinlichkeit, durch Dein Zögern den möglichst großen Vortheil zu erringen, läßt Dich zaghaft erscheinen. Du kennst mich aber und weißt, daß ich niemals ein Knauser war. Ich habe die Besprechung darüber, was für Dich bei der Sache abfallen soll, nicht umsonst auf eine Verhandlung zwischen uns Beiden aufgespart; warum sollte ein Anderer wissen, was ich Dir zuwenden will?“

„Es handelt sich also um die ganze Fracht des ‚Falken‘, Kapitän?“

„Um zweihundert Pipen besten kalifornischen Weines.“

„Und wie viel ist mein, wenn ich sie hier aufnehme und bei erster passender Gelegenheit an den Mann bringe?“

„Du erhältst für jede Pipe fünf Doppelkronen.“

„Verdammt,“ sagte der Wirth zurückfahrend, „das ist ein Vermögen.“

„Es sind zwanzigtausend Mark in Gold.“

„Ich übernehme das Geschäft, Kapitän. Wann soll es vor sich gehen?“

„Heute Nacht beginnen wir. Hast Du einen Ewer bereit?“

„Er liegt seit acht Tagen hinten am Hause im Fleet, halb mit Kohlen beladen.“

„Und die Leute, die ich brauche?“

„Vier tüchtige Burschen, die mit einem Weinfasse umzugehen verstehen, werden heute Abend sich hier einfinden.“

„Sind sie zuverlässig?“

„Es sind von mir erprobte Leute.“

„Gut also. Wir werden heute Abend, bevor es dunkelt, mit Deinem Ewer hinaus zum ‚Falken‘ fahren. Sorge dafür, daß die Leute rechtzeitig hier sind.“

„Sie werden mit dem Ewer hinauskommen, Kapitän, aber niemals wieder unbehelligt herein. Wie gedenken Sie die Zollinie zu passiren?“

„Das laß nicht Deine Sorge sein, Josua. Wir werden mit der Hochfluth wieder da sein. Wann haben wir Hochfluth heute Nacht?“

„Halb ein Uhr.“

„Das paßt vortrefflich! Wir haben also für die nächsten drei Tage die Hochfluth jedesmal in der tiefsten Nacht, je um eine Stunde später zu erwarten. Wir werden vier Nächte brauchen, um die Angelegenheit zu Ende zu bringen; denn wir dürfen nicht mehr als fünfzig Fässer auf einmal aufnehmen, damit wir nicht auf den Sand gerathen.“

Der Wirth schüttelte den Kopf. „Es ist Wasser genug in der Elbe, sollt' ich meinen,“ entgegnete er, „um bei Ebbe oder Fluth einen Ewer darin vorwärts nach der Stadt zu bringen.“

„Das will ich Dir nicht widerstreiten, Josua, aber es wäre doch möglich,“ versetzte der Kapitän lächelnd, „daß auf meinem Wege das Wasser nicht überall gleich geduldig wäre, uns zu tragen, als die Elbe.“

„Sie wollen durch die Fleeten, Kapitän?“ fragte Josua mit einem Aufleuchten seiner halb verschleierten Augen.

„Möglich, Josua, möglich, aber das ist eine Sache, die nicht Dich, sondern lediglich mich bekümmert. Laß es nun der Worte genug sein, wir sind einig, und ich betrachte es als ein halbes Wunder, daß wir überhaupt nicht gestört worden sind. Gib mir ein reinliches Bett, Josua, ich will einige Stunden schlafen, damit ich mich für die Strapazen der Nacht stärke, und weil ich zur Zeit in der That nichts weiter zu thun habe.“

Der Wirth führte seinen Gast die Treppe hinauf in das beste seiner dürftigen Gastzimmer, über das er zu verfügen hatte.

Kapitän Allings entledigte sich nur seiner großen Stiefel und warf sich dann, angekleidet wie er war, auf die Bettdecke, wo er schon nach wenigen Minuten eingeschlummert war.

— — — — — — — — — —

Bevor der Abend einbrach, um die sechste Stunde des Nachmittags, fuhr der Ewer, der seit acht Tagen hinter dem Hause Sittig's im Wasser gelegen hatte und mit Kohlen befrachtet war, mit fünf Leuten bemannt aus dem kleinen Quanterfleet hinaus und bog in die Gewässer der Alster ein, die im Timhagener Bruch in Holstein entspringt, auf einem Wege von nur fünfzig Kilometern über Harvstehude und Eppendorf nach Hamburg gelangt und, nachdem sie die Stadt durchzogen, sich unterhalb derselben in die Elbe ergießt. Von der Bemannung des kleinen Fahrzeuges führten vier das Ruder, während der fünfte, ein Mann in grüner Wolljacke und großen Schifferstiefeln, hinten am Steuer saß.

Der Ewer gelangte auf dem Flusse, dessen Strömung er folgte, rasch vorwärts, erreichte die Quais, durchfuhr die Hafenanlagen und befand sich schließlich auf dem breiten Rücken der Elbe, der er stromabwärts folgte.

Als man die Zollinie passirte, rief der dort liegende Zollkutter den Ewer an.

„Ewer, ahoi!“

Man ließ die Ruder ruhen.

„Wohin mit dem Ewer?“

„Bringen Kohlen zum ‚Falken‘, der dort draußen liegt.“

„Kommt ihr heute zurück?“

„Nein, morgen bei Tag.“

„Fahrt zu!“

Der Ewer setzte seinen Weg fort, gelangte nach einer wenig anstrengenden Fahrt von kaum einer halben Stunde, weil die Strömung die Rudernden fast all' ihrer Mühe überhob, zum „Falken“ und legte dort an der Backbordseite*) an.

Die nächste Stunde verging mit der Aufnahme der Kohlen an Bord, die der Ewer mitgebracht hatte. Die Dunkelheit war eingebrochen, als man mit diesem Geschäfte zu Ende war. Nun kamen die vier Leute, welche bei der Fahrt die Ruder geführt hatten, an Bord. Tom erschien mit einem vielversprechenden Blechgefäß, dem der Geruch nach steifem Grog entstieg, aus der Kombüse und führte die Leute in's Roof, wo sie sich das Gebotene trefflich munden ließen.

Kapitän Allings war in seiner sonderbaren Kleidung auf Deck geblieben und betrachtete

*) Backbord nennt man die linke Seite des Schiffes, vorausgesetzt, daß das Gesicht nach dem Vordertheile gerichtet ist. Die rechte Seite heißt unter gleicher Voraussetzung Steuerbord.

hier die Vorbereitungen, die der Schwarze während seiner Abwesenheit getroffen hatte. Von den Bordwänden so verborgen, daß man nur von einem weit höheren Standpunkte auf sie blicken konnte, lagen an Deck fünfzig wohlgerundete lange Fässer, als seien sie des Augenblicks gewärtig, wo sie ihr kaum empfangenes Lager wieder verlassen sollten. Jedes dieser Fässer wog mehr als dreizehn Doppelcenter; wie war es möglich, daß die Kraft eines Mannes diese schweren Lasten aus dem Bauch des Schiffes heraus an Deck gefördert hatte? Und es war doch nur ein Einzelner gewesen, der diese schwere Arbeit gethan, aber freilich hatte der Dampf dabei geholfen. Auf dem Deck des „Falken", unmittelbar neben dem Mittelmaste, stand ein kleiner Krahn. Die Welle der Schaufelräder war ausrückbar; sobald man diese Veränderung vornahm, hatte man die Kraft der Maschine zur Bewegung der Lasten mit Hilfe des Krahns zur Disposition. Der Kapitän selbst hatte diese Einrichtung angeordnet, kurz darnach, als er den Dampfer gekauft hatte, und wenn sich dieselbe auch schon häufig nutzbringend erwiesen, niemals war sie ihm besser zu Statten gekommen, als gegenwärtig. Er blickte mit Befriedigung auf das, was geschehen war.

Der Schwarze trat zu ihm.

„Ich habe besorgt, was sich thun ließ, Massa Kapitän," sagte er. „Hoffentlich ist Alles zu Ihrer Zufriedenheit ausgefallen?"

„Es ist Alles gut so, wie es ist, Tom! Wir werden um halb Zwölf mit dem Einladen beginnen, damit wir um Mitternacht abfahren können."

„Sie sind des Weges doch ganz sicher, Massa Kapitän? Die Nacht wird so finster sein, daß Sie die Hand nicht vor dem Auge werden zu erkennen vermögen; wenn es der Dunkelheit gelänge, Sie zu täuschen, so wäre die schöne Ladung verloren."

„Es wird ihr nicht gelingen, Tom, sei ohne Bangen! Mein Auge ist gut, trotz der schwärzesten Nacht, die mich umgibt. Und ich kenne den Weg gut genug, um ihn nicht zu verfehlen, weil ich ihn nicht verfehlen darf. Sahst Du heute," fuhr Allings mit sorgfältig gedämpfter Stimme fort, „die kleine Einbuchtung der Elbe auf ihrem rechten Ufer keine zehn Minuten unterhalb unseres Ankerplatzes, Tom? Ein kleiner Bach, kein Sachverständiger würde das Wässerchen mit einer anderen Bezeichnung belegen, vermittelt hier eine Verbindung zwischen Elbe und Alster an einer Stelle, die das Zollvereinsgebiet nicht berührt, sondern noch im Freihafengebiete von Hamburg liegt. Dieser kleine Streifen Wasser, nur nach der Alster zu mit einem leichten Kahne befahrbar, nach der Elbe zu aber versandet und verschlammt, schlängelt sich bei Entenbrook vorbei hinter den kleinen Hügel hin, auf dem mein Landhaus liegt. Ich kenne dieses Wasser wie meine Tasche, und sein Zustand, den ich Dir eben beschrieb, war noch vor wenigen Jahren zutreffend. Aber Ebbe und Fluth in ihrem ewigen Kommen und Gehen reguliren Wasserläufe mitunter im Laufe der Zeit sonderbar. Sie haben mit den vorschreitenden Jahren den Schlamm und Sand im Bette des Wässerchens so weit fortgespült, daß sich eine schmale Fahrstraße gebildet hat, auf der bei Hochfluth ein Ewer von dem geringen Tiefgange dessen, der an unserer Backbordseite liegt, eine Fahrt von der Elbe nach der Alster wagen kann. Kein Mensch hat von dieser Thatsache eine Ahnung als ich allein. Auf diesem Wege werde ich unsere Ladung nach der Alster und von da nach Hamburg bringen, ohne daß Einer außer denen, die mit mir sind, das Geringste davon bemerken wird. Das Schweigen der Theilnehmer sichert mir eine Handvoll Gold für Jeden. Es ist eine tollkühne That, allein ich bin meiner Sache gewiß. Sie muß gelingen!"

„O, wenn ich für Sie gehen könnte, Massa Kapitän! Ich habe Muth, ich bin verwegen, und was liegt schließlich an mir? Erklären Sie mir den Weg, ich will den Ewer führen!"

„Thorheit, Tom, Thorheit! Nicht viel mehr als eine handbreite Abweichung brächte das Fahrzeug auf den Grund. Nur ich bin der Mann, der das Steuer führen muß. Dir bleibt genug hier zu thun. Sobald die erste Ladung im Ewer liegt, mußt Du dafür Sorge tragen, daß auf demselben Wege, den Deine Schlauheit ausgeklügelt hat, noch so viel Wasser in den Raum tritt, daß es Jedem so erscheint, als habe sich unsere Ladung nicht um ein einziges Faß vermindert. Sei vorsichtig und klug, damit kein unvorhergesehener Zwischenfall uns in den Weg läuft. — Und nun geh' zu den Anderen; sie möchten sich sonst über Deine Abwesenheit Gedanken machen."

Der Kapitän ging nach seiner Kajüte hinunter, und der Steuermann wandte sich dem Roof zu. Aber bevor er dort eintrat, woher die lauten und lustigen Stimmen der Zechenden ertönten, zündete er die große vorgeschriebene Signallaterne an, die auf dem Vordertheile der untersten Raa hing. Die Dunkelheit war voll hereingebrochen, aber das Laternenlicht, obwohl es aus der Ferne deutlich erkennbar leuchtete, warf nur eine geringe Helligkeit auf das Deck; die Hinterseite der Laterne war durch ein davor gehängtes dichtes Tuch verdunkelt und das Schiff dabei so nach dem Strome zu gewendet, daß seine Backbordseite vollständig im Schatten lag. Kein Vorüberfahrender vermochte so den dort angelegten Ewer zu erkennen.

Um elf Uhr öffnete der Kapitän die Thür zum Roof, in dem die Anderen noch immer, ein lustiges Garn spinnend, beisammen saßen.

„Es ist Zeit," sagte er.

In der nächsten Minute entwickelte sich rege Thätigkeit.

Zunächst wurden zwei Felder der Schanzverkleidung auf der Backbordseite ausgehoben.

Das machte den Weg vom Deck nach dem Wasser frei.

Nun ging es an die Fässer.

Ein starkes Tau — von Ketten hatte man um des Geräusches willen, das sie nothwendigerweise verursachen mußten, abgesehen — das an dem an Deck befindlichen Krahn befestigt war, wurde mit den beiden Schlingen, die seine Enden bildeten, je um eines der Fässer gelegt und letzteres damit langsam über Bord gerollt.

Auf solche Weise hing es in der Luft.

Nun begann der Krahn zu spielen.

Langsam schwebte das Faß hinunter in den Ewer, wo es in Empfang genommen und eingestaut wurde.

Dieser Vorgang wiederholte sich fünfzigmal. Dann war das Deck geleert. Die Schanzverkleidung wurde wieder eingesetzt.

„Reiche ein paar tüchtige Stangen hinunter, Tom," befahl der Kapitän, „wir werden sie gebrauchen können."

Der Schwarze that, wie ihm geheißen.

„Wir müssen warten bis Mitternacht," sagte der Kapitän. „Bei der lautlosen Nachtstille, die uns umgibt, werden wir die Glocken von den Thürmen Altona's bis hierher hören. Sobald ihr Schlag ertönt, brechen wir auf."

Die Ohren spannten sich, während die Lippen schwiegen.

Und jetzt klang, halb verweht und leise, der Glockenschlag herüber.

„Vorwärts! Rudert mit Vorsicht!"

Der Ewer schwamm, von vier kräftigen Rudern getrieben, davon.

Sie hatten die Strömung des Flusses gegen sich, aber die vom Meere die Elbe herauf drängende Fluth hob die Einwirkung der Strömung beinahe auf. Man kam rasch vorwärts. Nach einer Fahrt von zehn Minuten drückte der Kapitän das Steuerruder zur Seite.

Man näherte sich der Einbuchtung am rechten Elbufer.

Das erkannten die Rudernden aus nichts anderem, als aus der Wendung, die das Fahrzeug machte, denn die Dunkelheit war so tief, daß Niemand von einem Ende des Ewers bis zum anderen irgend eine Person oder einen Gegenstand zu sehen vermochte. Aber für Allings schien die Schwärze der Nacht nicht vorhanden zu sein; sein Auge war fest auf das Wasser vor ihm gerichtet und leuchtete und funkelte im Dunkeln wie das einer Katze.

Rasch rückte man dem Ufer näher; man hörte das Geräusch des Anpralles der an das Gestade schlagenden Wellen.

Sie befanden sich unmittelbar vor dem Wasserlaufe, von dem der Kapitän Tom gegenüber gesprochen hatte.

„Legt die Ruder bei Seite und greift zu den Stangen, Einer vorn, Einer hinten. Hier ist kein Platz, die Riemen zu gebrauchen. Und nunmehr vorwärts, aber langsam und mit Vorsicht," lautete sein Befehl.

Das war der Augenblick der größten Gefahr. Man passirte die Einfahrt in die Verbindungsstraße.

Langsam glitt der Ewer vorwärts. Er stieß an. Das hielt ihn nicht auf.

Der Kiel knirschte auf dem Sande.

„Kräftig gestoßen! Vorwärts!"

Schon waren sie wieder flott.

Ein zweites Knirschen des Kieles. Aber das hielt an. Die Leute stemmten sich mit Macht auf die Stangen, als ob sie dieselben zerbrechen wollten. Noch ein derber Stoß auf Grund, doch vorwärts glitt das Fahrzeug, der Kiel war frei.

„Es ist gelungen," sagte der Kapitän mit einem tiefen Seufzer. „Greift wieder zu den Riemen und gebraucht sie tüchtig! Die Hochfluth ist da, wir müssen vorwärts!"

Nach einer Viertelstunde waren sie in der Alster. Der Fluß bietet gutes, gefahrloses Fahrwasser. Bald fuhr man unter der Lombardbrücke durch und befand sich auf der Binnenalster oder, wie die Hamburger mit Vorliebe sagen, auf dem Alsterbassin. Quer hinüber nach den Fleeten hinein!

Es war noch ein langer Weg durch diese Fleete; aber das von der Hochfluth mächtig angeschwellte Wasser trug seine Last rasch und sicher vorwärts. Bald hielt man im kleinen Quanterfleet an der Hinterthür der Schänke von Josua Sittig.

Dort war ein mächtiger Block in's Wasser gestellt und mit starken Bohlen überdeckt worden. An ihm legte der Ewer an.

Das Ausladen begann; wenn das Einladen ein Kinderspiel war, so war das Ausladen eine schwere, schwere Arbeit Aber die Arme von fünf kräftigen Männern vermögen viel über eine Last, die rollt.

Eines um das andere von den Fässern verschwand in dem schmalen Gange, der zu dem Hofraume des Hauses führte.

Aber wo hatte Josua seinen Lagerraum? Was würde die Zollbehörde darum gegeben haben, wenn sie in dieser Nacht sich davon hätte Kenntniß verschaffen können!

In dem schmalen Gange war ein Fach der nach dem Nebengebäude führenden Wand zurückgeschoben, es bewegte sich auf nicht sichtbaren eisernen Rädern genau ebenso, wie sich die schweren Verschlußthüren vor den Packräumen der Eisenbahnwaggons bewegen lassen Dieser Mechanismus, von einem Uneingeweihten kaum entdeckbar, war das Geheimniß des Wirthes. Der Lagerraum war ihm von einem zuverlässigen Nachbar, dem er eigenthümlich

gehörte, ohne daß er ihn benutzte, gegen schweres Geld überlassen worden.

Dorthin wurden die Fässer eingelagert. Um drei Uhr Morgens war Alles zu Ende. — Und das Ganze wiederholte sich in den drei folgenden Nächten.

Als man mit dem grauenden Morgen des vierten Tages die letzten Fässer hereingebracht hatte, reichte Kapitän Allings jedem seiner Mithelfer fünf goldene Doppelkronen.

Grinsend empfingen sie das Geld.

„Ein gutes Geschäft," sagte der Letzte.

20.

Das Gig des Kapitäns stieß pünktlich um sechs Uhr Morgens am Sonnabend, von ihm selbst gerudert, wieder zum Schiff. Allings hatte dem alten Feuermann bis zum Sonntag Urlaub ertheilt; wenn sich also der „Falke" heute, am Sonnabend, auf die Reise begab, so war Seitens des Kapitäns augenscheinlich nicht darauf gerechnet worden, daß Klaus die Reise weiter mitmachen sollte. Denn an diesem Morgen waren alle Vorbereitungen getroffen, welche den in nächster Aussicht stehenden Aufbruch verriethen, der Dampf zischte durch die Ventile des Kessels im Feuerraum, und der dicke, schwere Rauch von dem Steinkohlenfeuer unter diesem quoll langsam und träge durch die Esse und verschleierte die in morgendlicher Herbstfrische daliegende Gegend.

So waren also alle Vorkehrungen getroffen, um dem „Falken" zu gestatten, seinen Anker zu lichten, aber eines fehlte ihm noch: die Mannschaft.

Nach ihr hatte auch Tom gefragt, als der Kapitän an Bord gekommen war. Allings sah an diesem Morgen, obgleich die letzte Nacht seine Pläne bis hierher mit Erfolg gekrönt hatte, finsterer und ernster aus als je. Er trug dieselben Kleider, in denen er seiner Zeit das Schiff verlassen hatte, das bewies also, daß er, nachdem er die Schänke Josua's verlassen hatte, einen Besuch in dem kleinen nicht bewohnten Häuschen in Altona gemacht haben mußte, in dem er vor vier Tagen verschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)



Erwartung. Nach einem Gemälde von W. Großmann.

Das Rathhaus in Bern.

(Mit Bild auf Seite 225.)

Aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammt das auf unserem Bilde S. 225 dargestellte schöne Rathhaus zu Bern in der unteren Stadt (nicht zu verwechseln mit dem prächtigen Bundesrathshaus in der oberen). Es imponirt zwar nicht durch Größe, macht aber in der heutigen Gestalt, die ihm in den letzten Jahrzehnten eine stylvolle Restauration gegeben hat, einen würdigen und ansprechenden Eindruck. Namentlich die Hauptfaçade mit der hübschen Vortreppe, der schönen gothischen Ornamentik und dem monumentalen Fries ist von bester Wirkung. Hier hält der große Rath des Kantons seine Sitzungen, und hier befinden sich auch die ungemein reichen Archive, welche die wichtigsten Urkunden zur politischen Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft enthalten.

Erwartung.

(Mit Abbildung.)

Die Räder der alten Mühle auf W. Großmann's schönem Gemälde „Erwartung" (siehe unseren obenstehenden Holzschnitt) klappern nicht mehr, denn es ist Feierabend. Hinter der Radstube an einem lauschigen, versteckten Plätzchen aber sitzt die Müllerstochter, das hübsche Köpfchen sinnend auf die Linke gestützt. Sie wartet hier auf ihren „Schatz", der um diese Zeit verabredetermaßen bei der Mühle eintreffen soll. Ihre Ungeduld wird auch auf keine zu harte Probe gestellt werden, denn wir sehen den Erwarteten schon oben auf der zur Mühle führenden Brücke stehen und nach seiner Christel Umschau halten. Sie hat ihn noch gar nicht bemerkt, um so größer wird daher die Freude der Begrüßung sein. Der Maler des Bildes hat die reizvolle poetische Stimmung dieses Idylls mit seiner Empfindung wiederzugeben verstanden.

Das „Weiden" der Bienen in Kärnthen.

(Mit 2 Bildern auf Seite 229.)

Den Gebirgsbauern in den Alpenthälern von Kärnthen dient die Bienenzucht als wichtiger Erwerbszweig. Da die unfruchtbare Umgegend dort den Bienen aber nicht genügend Nahrung bietet, so ziehen die Bienenzüchter oft schaarenweise mit ihren Bienenkästen hinab nach den tiefer gelegenen Thälern. Dort stellen sie dieselben auf (siehe das untere Bild auf S. 229) und lassen die Bienen „weiden". Andere, denen es um die Erzeugung des sogenannten Alpenhonigs zu thun ist, tragen sogar zur Zeit des Hochsommers, wenn die Alpenpflanzen in Blüthe stehen, ihre Bienenkästen mit großer Mühe nach den höchstgelegenen Alpenwiesen hinauf. Die Kästen werden auf dem Rücken in sogenannten „Kraxen" getragen, und mitunter sieht man fast die ganze Einwohnerschaft eines kärnthischen Hochgebirgsdorfes auf diese Weise mit ihren Bienenstöcken die Saumpfade emporklimmen, wie dies unser oberes Bild veranschaulicht.

Hinauftragen der Bienen nach den Alpenwiesen.

Die Bienen auf der Weide in den Buchweizenfeldern.

Das „Weiden“ der Bienen in Kärnthen. (S. 228)

Die Ohrgehänge.

Aus der Praxis eines Rechtsanwaltes.
Von **Eugen Schmitt.**

Ich war noch ein junger Rechtsanwalt, die Schaar der Klienten, welche ich erwartet hatte, kam nur spärlich, und zumeist waren es Leute, die Bagatellprozesse führten, bei denen nicht viel herausschaute. Ich war daher nicht wenig erfreut, als mir mein Schreiber eines Tages während der Sprechstunde eine Karte brachte, auf welcher der Name Edmund Graf Klinkström stand. Gleich darauf trat ein Herr am Ende der zwanziger Jahre bei mir ein, der mir durch sein ganzes Wesen in nicht gewöhnlichem Grade imponirte.

„Ich bin," erklärte er, „der einzige Sohn des Grafen Erich v. Klinkström, der seine Güter in der Nähe von M. hat. Mein Vater ist zum zweiten Male verheirathet mit einer jüngeren Frau, mit der er in kinderloser Ehe lebt. Ich habe eine Zeitlang im Heere gedient, habe dann aber die Bewirthschaftung der mir als mütterliches Erbe zugefallenen Güter übernommen und zuerst mit meinem Vater zusammen gelebt. Indeß habe ich mich mit meiner Stiefmutter nicht vertragen können und es daher vorgezogen, mich in die Residenz zu begeben, um hier mein Geld zu verzehren. Auch mit meinem Vater bin ich leider durch seine Frau in Zwist gerathen. Ich muß Ihnen das Alles erzählen, damit Sie vollständig die Sache überschauen können."

„Je eingehender Sie mir berichten, um so angenehmer wird es mir sein," bemerkte ich.

„Meine Stiefmutter," fuhr der Graf fort, „hatte eine Gesellschafterin, ein Fräulein Eugenie Büttner. Es besteht zwischen uns ein Verhältniß, das bereits zu einer heimlichen Verlobung gediehen ist. Offen und ehrlich gesagt, ich wollte meinem Vater, so lange er lebt, nicht den Aerger anthun, mich unter meinem Stande zu verheirathen, weil er das als eine Kränkung auffassen würde. Ich halte mich indeß mit Fräulein Eugenie Büttner für ewig verbunden und habe es natürlich gern gesehen, daß sie als Gesellschafterin im Hause meiner Eltern verblieb, wo sie vor allen Anfechtungen sicher war. Leider ist die junge Dame nun vor einigen Tagen verhaftet worden, und zwar wegen eines eigenthümlichen Grundes. Unsere Familie besitzt eine Anzahl Schmuckgegenstände, welche schon von der Großmutter meines Vaters herstammen und bisher jedesmal Eigenthum der Frau des Hauptes der Familie Klinkström waren. Diese sind nun aus dem Juwelenschrank meiner Stiefmutter, welcher noch dazu verschlossen gefunden wurde, gestohlen worden, und der Verdacht ist auf Fräulein Büttner gefallen. Das Unglück will es, daß sich in ihrem Besitz Brillantohrgehänge gefunden haben, welche denen des gestohlenen Brillantenschmuckes täuschend ähnlich sehen. Diese Ohrgehänge sind aber von mir Fräulein Eugenie Büttner geschenkt worden. Sie waren mein Verlobungsgeschenk, welches Eugenie noch nicht tragen durfte, sondern verschlossen in ihrem Koffer aufbewahrt hatte. Als der Juwelendiebstahl im Schlosse entdeckt wurde, fand eine Durchsuchung der Sachen sämmtlicher Bediensteter statt, und man fand diese Ohrgehänge. Meine Stiefmutter behauptet, dieselben gehörten zu dem ihr gestohlenen Schmuck, und auch mein Vater ist derselben Ansicht, ebenso wie das Kammermädchen meiner Mutter und ein Theil der älteren Dienerschaft, welche den Familienschmuck genau kennt."

Der Graf seufzte tief auf, und auch ich konnte ein Gefühl lebhaften Bedauerns für das arme Mädchen nicht unterdrücken, doch bat ich meinen Klienten fortzufahren.

„Daraufhin hat man meine Verlobte verhaftet. Es wäre allerdings sehr einfach, wenn ich hinginge und dem Gericht anzeigte, daß ich dieses Schmuckstück Fräulein Eugenie Büttner geschenkt habe, aber dadurch käme unser heimliches Verhältniß an den Tag, und das würde unser zukünftiges Glück ernstlich in Frage stellen. Indeß, ich würde trotzdem meine Pflicht thun und den wahren Zusammenhang öffentlich enthüllen, wenn nicht noch ein unangenehmer Umstand in's Spiel käme. — Ich sehe, Herr Doktor, daß eine Frage auf Ihren Lippen schwebt, und bitte Sie, dieselbe zu stellen, weil ich sehr wohl weiß, wie dieselbe lauten wird."

„Jawohl, Herr Graf!" erklärte ich. „Mir schwebt allerdings eine Frage auf den Lippen, und zwar die: wo haben Sie das Schmuckstück gekauft? Wenn Sie den Juwelier angeben können, so wird dieser als Zeuge vernommen werden; derselbe braucht gar nicht einmal Ihren Namen zu nennen."

„Ja, das ist es ja eben!" bemerkte der Graf aufseufzend, „das ist ja eben das Schlimme bei der Sache, daß ich gar nicht weiß, woher das Schmuckstück stammt!"

„Sie wissen es nicht?" sagte ich erstaunt. „Sie müssen es doch irgendwie erworben haben, durch Kauf oder — "

„Hören Sie mich an!" sagte der Graf, wie es schien, etwas betreten. „Ich muß Ihnen ein neues Geständniß machen. Ich verfüge über ein reichliches Einkommen aus meinen Gütern, und meine Einnahmen werden mir monatlich von meinem Verwalter zugeschickt. Nun hatte ich aber vor einigen Monaten etwas viel Geld im Spiel verloren, und da ich mich genirte, an meinen Verwalter wegen eines Vorschusses zu schreiben, und auch wußte, daß damals, kurz vor der Ernte, der Kassenbestand auf meinen Gütern schwach sei, wendete ich mich an einen der Geldmenschen, die mit uns Leuten aus den ersten Kreisen der Residenz Geschäfte zu machen pflegen. Dieser Biedermann blieb natürlich der Praxis seiner Zunftgenossen getreu und gab mir nur einen Theil der Summe, die ich von ihm verlangte, in Bar, für den anderen Theil gab er mir Wechsel und außerdem jene Ohrgehänge, die ich für einen sehr hohen Preis — ich glaube für sechstausend Mark — annehmen mußte. Die Ohrgehänge gefielen mir und ich schenkte sie daher Fräulein Büttner, der ich gerade damals mein Herz und meine Hand antrug."

„Und," fragte ich, „wie heißt und wo befindet sich der Wucherer, von dem Sie den Schmuck haben?"

„Er heißt Fuchs, ist aber verschwunden. Er stand in Gefahr, wegen Uebertretung des Wuchergesetzes verhaftet zu werden und hat sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen. Also auch dieser Zeuge fehlt. — Nun habe ich Ihnen mitgetheilt, was ich Ihnen mitzutheilen hatte. Sie brauchen jedenfalls Zeit zur Ueberlegung, und morgen werde ich mir Ihre Entscheidung holen."

Ich begleitete meinen Klienten bis zur Treppe, und der interessante Fall beschäftigte mich den ganzen Tag nicht wenig. Als der Graf am nächsten Tage bei mir erschien, theilte ich ihm mit, daß der erste Schritt, den ich thun müsse, der sei, nach M. zu fahren, wo die junge Dame in Untersuchungshaft saß, um mir von ihr selbst Auskunft geben zu lassen und Einsicht in die Akten zu bekommen.

Graf Klinkström billigte meinen Entschluß. Ich reiste also mit dem Nachtzuge nach M., wo ich am nächsten Vormittag ankam, stellte mich dem Untersuchungsrichter als Vertheidiger des Fräulein Eugenie Büttner vor und bat um eine Unterredung mit derselben.

In dem dafür bestimmten Sprechzimmer der Untersuchungsgefangenen traf ich eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit. Jetzt sah sie etwas unsicher und unruhig aus, und ihre verweinten Augen zeigten, wie nahe ihr das Unglück ging. Aber wie leuchteten diese Augen auf, als ich ihr die Grüße und die Versicherungen der Treue von ihrem Verlobten brachte, dessen Namen ich nicht auszusprechen wagte, weil ein Gefangenwärter bei unserer Unterredung zugegen war.

Dann bat ich sie, mir Aufklärung über den Diebstahl und über ihre Verhaftung zu geben, und Fräulein Eugenie Büttner erklärte mir, unter ihren Sachen habe man in der That jene Ohrgehänge gefunden, welche, wie sie selbst zugeben müsse, eine außerordentliche Aehnlichkeit mit denen hätten, welche einst zum Familienschmuck der Frau Gräfin gehörten.

Die Schlüssel zum Juwelenschrank befanden sich stets in der Verwahrung der Gräfin. Einige Male allerdings hatte diese sie an Eugenie gegeben, damit sie die Brillanten reinige. Dies geschah indeß sehr selten, nur bei außerordentlich festlichen Gelegenheiten. Vor acht Tagen hatte ein großer Adelsball in M. stattgefunden, und zu diesem hatte die Gräfin ihre Brillanten anlegen wollen. Als sie aber den Juwelenschrank öffnete und das Kästchen herausnahm, in dem sich die Schmucksachen sonst befanden, waren dieselben verschwunden. Das Kästchen war verschlossen, ebenso der Schrank. Man bemerkte keine Spuren einer gewaltsamen Oeffnung. Eugenie erklärte weiter, sie habe bereits zu Protokoll gegeben, daß sie die Ohrgehänge als Geschenk erhalten habe, von wem, dürfe sie aber nicht sagen, und gerade wegen dieser Weigerung wäre sie in Haft genommen worden.

Ich bat nunmehr den Untersuchungsrichter um Vorlegung der Akten und ersah aus denselben, daß mir sowohl Graf Edmund, als auch Eugenie die Sache sehr klar und richtig dargestellt hatten. Ich sah auch die Ohrgehänge, auf welchen man noch ein sicheres Kennzeichen entdeckt hatte, nämlich auf der Rückseite der alten, goldenen Fassung ein sehr kleines Monogramm, bestehend aus den Buchstaben des Namens der Großmutter des Grafen Klinkström. Es bestand jetzt gar kein Zweifel mehr darüber, daß diese Ohrgehänge zu dem gestohlenen Schmuck gehörten.

Nach drei Tagen reiste ich nach der Residenz zurück, nicht klüger als vorher. Unterwegs kam mir ein guter Gedanke. Zur Zeit, da ich mich als Rechtsanwalt in der Residenz niedergelassen, stellte sich mir ein ältlicher Herr von militärischem Aeußeren vor, der mir mittheilte, daß er Jordan heiße und früher dreißig Jahre lang im Dienste der Kriminalpolizei gewesen sei. Er habe sich pensioniren lassen, weil ihm der ständige Dienst zu schwer geworden sei, würde aber gern noch Dienste als Privatdetektiv leisten. Er hatte mir damals seine Adresse hinterlassen, und diese holte ich jetzt hervor, um ihn um seinen Besuch zu bitten.

Er erschien am nächsten Morgen, und ich trug ihm die Sache vor. Er wollte vor Allem wissen, wie der Name des Wucherers sei, der dem Grafen Klinkström die Ohrgehänge übergeben habe.

Als Jordan den Namen Fuchs hörte, erklärte er sofort: „Ich kenne den Mann. Er ist einer der schlimmsten ‚Kravattenmacher' und der schlaueste Betrüger, den es gibt. Aber ich kenne seine Fährten und werde mich hoffentlich nicht ohne Erfolg in der Sache bemühen." —

Jordan hielt in der That Wort. Nach zwei Tagen suchte er mich wieder auf und legte wortlos ein kleines Kästchen auf den Tisch, in dem ich bei der Oeffnung eine Broche fand. Dieselbe hatte genau dasselbe Muster und dieselbe Fassung wie die Ohrgehänge, und auch jeder Andere hätte erkennen müssen, daß sie zweifellos zu dem Schmuck gehörte, welcher der Gräfin Klinkström gestohlen worden war.

„Woher haben Sie das?" fragte ich erstaunt.

„Ich habe es bei einem der Geschäftsfreunde des Fuchs gefunden, und dieser hat es von Fuchs selber. Wahrscheinlich hat sich der ganze Schmuck in seinem Besitze gefunden. Aber der Fuchs ist eben aus dem Eisen gegangen und soll sich in London aufhalten. Allerdings — ich habe noch eine Spur, aber diese ist so unsicher, daß ich vorläufig darüber nicht sprechen will. Ich halte es für hochwichtig, nach M. zu fahren, ja noch mehr, Untersuchungen auf dem Schlosse selbst anzustellen. Ich muß entweder in der Stadt M. oder in deren Umgebung, womöglich auf dem Gute des Grafen Auskunft darüber bekommen, in welcher Verbindung der entflohene Fuchs mit jener Gegend gestanden hat, ob es dort irgend eine Bekanntschaft gibt, die er schon seit früherer Zeit hat, oder ob man nicht von seiner Anwesenheit in M. etwas erfahren kann."

„Sie glauben also," fragte ich, „Fuchs stände mit den Dieben in Verbindung?"

„Nein!" entgegnete Jordan, „das glaube ich nicht. Fuchs hat überhaupt niemals gestohlene Sachen gekauft. So thöricht war er nicht. Er machte viel bessere Geschäfte mit dem Wucher, als mit Sachen, die ihn doch über kurz oder lang in's Zuchthaus bringen mußten. Beim Wuchern hatte er nur eine kleine Gefängnißstrafe zu riskiren. Wenn die Sachen überhaupt gestohlen worden sind, so wußte Fuchs sicher nichts davon."

„Sie betonten das ‚Wenn' so auffallend, daß man fast annehmen könnte, Sie glauben gar nicht an einen Diebstahl."

„Ich werde mich," lächelte der Kriminalbeamte, „wohl hüten, eine solche Behauptung aufzustellen. Wunderbar ist nur, daß der Diebstahl so verübt worden ist, daß keine Spur hinterblieb. Doch, werther Herr Doktor, ich liebe es nicht, über Dinge zu sprechen, die mir selbst noch ungewiß sind. Wie gesagt, ich habe eine Spur, die ich verfolgen will. Sie können sich auf mich verlassen."

Jordan reiste ab. Aber noch an demselben Abend erhielt ich eine Depesche aus M., welche mich in die größte Verwunderung versetzte. Sie war mit Erlaubniß des Untersuchungsrichters von Eugenie Büttner abgesendet und lautete:

„Kommen Sie sofort hierher. Eigenthümliche Wendung der Angelegenheit."

Es blieb mir natürlich nichts übrig, als dieser Depesche Folge zu leisten, und noch am Abend fuhr ich ebenfalls nach M. Ich erlebte eine Ueberraschung eigenthümlicher Art. Selbst der Untersuchungsrichter konnte sich nicht enthalten, den Kopf zu schütteln, als er mir einen Brief überreichte, welcher von der Gräfin Klinkström, der Stiefmutter des Grafen Edmund, geschrieben war. Dieser Brief lautete:

„Meine Gesellschafterin, Eugenie Büttner, ist unschuldig. Ich habe die Brillanten gezwungenermaßen selbst fortgegeben, und dieselben sind gegen meinen Willen verkauft worden. Wie Fräulein Büttner in den Besitz der Ohrgehänge gekommen ist, weiß ich nicht, ich glaube aber, nicht auf unehrlichem Wege. Ich bitte um die Freilassung derselben."

Dieser Brief enthielt so viel Neues, Wichtiges und doch Dunkles, daß der Untersuchungsrichter erklärte, Eugenie Büttner könne trotzdem zunächst noch nicht entlassen werden.

Er zeigte mir dann die protokollarische Aussage der Gesellschafterin, wornach diese darauf beharrte, die Ohrgehänge als Geschenk erhalten zu haben, und zwar nicht etwa von der Gräfin; daß sie von dem Verkauf des Familienschmuckes nichts wisse und auch nicht gewußt habe, daß die ihr geschenkten Ohrgehänge dazu gehörten. Sie habe sich die Ohrgehänge überhaupt nicht so genau angesehen. Sie seien ihr werthvoll gewesen durch die Hand, von der sie geschenkt seien, aber da sie aus gewissen Gründen es doch nicht wagen durfte, dieselben zu tragen, so habe sie die Schmuckgegenstände nie genauer untersucht.

„Sie werden mir zugestehen," sagte der Untersuchungsrichter, „daß auch diese Aussage der Verhafteten keineswegs dazu angethan ist, sie zu entlasten. Der Untersuchungsrichter und später der Gerichtshof haben das Recht auf Klarheit und offene Geständnisse. Hier aber sind überall Geheimnisse, Verweigerung von Aussagen u. s. w., und der Gerichtshof wird gezwungen sein, sich seine Meinung im ungünstigsten Sinne über die Verhaftete zu bilden."

„Das sehe ich nicht ein," erklärte ich. „Es bedarf ja nur einer Vorladung der Gräfin Klinkström, um von dieser Aufklärung zu erhalten."

„Sehr richtig!" entgegnete der Untersuchungsrichter lächelnd; „und ich wäre Ihnen sogar sehr dankbar, wenn Sie diese Vorladung besorgen wollten. Die Gräfin ist nämlich seit vorgestern, seitdem sie diesen Brief geschrieben, flüchtig geworden, und die ganze Umgegend ist in Aufregung darüber. Der alte Graf Klinkström ist außer sich und hat einen Schlaganfall gehabt. Er wird den Tod von dem öffentlichen Skandal haben."

Ich verzichtete nach diesen Mittheilungen des Untersuchungsrichters auf ein Gespräch mit meiner Klientin, ging nach dem Gasthofe zurück und überlegte, was zu thun sei.

Abends suchte mich Jordan auf und berichtete: „Sie wissen, ich habe mich gehütet, die Vermuthung auszusprechen, daß die Gräfin selbst die Brillanten fortgegeben hat, aber ich hatte sie schon, als ich Ihnen die Briefe brachte, und ich will Ihnen auch noch mehr erzählen. Die Geschäftsfreunde des geflüchteten Fuchs, natürlich ebensolche Gauner, wie er selbst, haben mir gesagt, sie vermutheten, Fuchs habe die Brillanten von einem Herrn v. Bender erhalten, mit dem er immer in Geschäftsverbindung stand. Dieser Herr v. Bender ist ein verkommener Mensch, welcher weder dem Adel, noch dem Offizierstande, dem er früher angehörte, irgendwelche Ehre macht. Er gehört zu den gewerbsmäßigen Spielern der Residenz und stand in Verbindung mit Fuchs, für den er gleichzeitig ‚Schlepper' war, das heißt er führte ihm die Leute zu, die er im Spiel ausgeplündert hatte, damit Fuchs mit ihnen Wuchergeschäfte machte. Sie wissen ja, es gibt in der besten Gesellschaft unserer Residenz beständig mindestens zwei oder drei solcher Subjekte, wie dieser Herr v. Bender."

„Wie kommt aber," fragte ich erstaunt, „dieser Mann zu den Brillanten der Gräfin?"

„Das ist eben," erklärte Jordan, „das Geheimniß, welches ich hier lösen will und für das ich den Schlüssel gerade in M. zu finden gedenke. Es wäre ja das Einfachste gewesen, dem Herrn v. Bender auf den Hals zu rücken und von ihm Auskunft zu verlangen, aber er ist seinem guten Freunde Fuchs nach London nachgefolgt, wo sie wahrscheinlich gemeinsam das Geschäft des Falschspielens und Wucherns fortsetzen werden. Aber verlassen Sie sich nur auf mich!" —

Am nächsten Tage kam Graf Edmund zu mir. Er war telegraphisch zu seinem Vater berufen worden, war bereits auf dem Schlosse gewesen und theilte mir mit, daß er sich mit dem Vater ausgesöhnt habe.

Sein Erscheinen hatte auf den Kranken solchen Eindruck gemacht, daß zwischen Vater und Sohn Alles ausgeglichen wurde. Der Sohn hatte sogar in seiner Aufregung dem Vater gestanden, daß er Eugenie liebe, und der Graf schien durch seine Krankheit und den Schimpf, der durch die Flucht seiner Frau ihm angethan war, so sehr seine Standesvortheile verloren zu haben, daß er vom Sohne verlangte, dieser solle sofort zum Untersuchungsrichter gehen und die Freilassung Eugeniens fordern, indem er bekenne, daß die Ohrgehänge von ihm stammten.

Wenige Minuten später waren wir auch bei dem Untersuchungsrichter, und dieser verfügte in der That jetzt die Freilassung Eugeniens, erklärte aber, daß trotz alledem die Akten nicht zurückgelegt und die Untersuchung nicht geschlossen werden könne, weil Graf Erich Klinkström eine strenge Untersuchung gefordert habe, und jedenfalls die Angelegenheit mit dem Familienschmuck erledigt werden müsse.

Noch während wir darüber plauderten, kam ein Wagen vom Schloß, der den Grafen Edmund an das Sterbebett seines Vaters holte. Ein erneuter Schlaganfall war eingetreten, welcher den alten Herrn vollständig gelähmt hatte und ihm nur noch die Sprache ließ. Sein Tod konnte jeden Augenblick eintreten.

Graf Edmund fuhr hinaus, um seinem Vater in den letzten Augenblicken nahe zu sein. Als er am Morgen wieder nach der Stadt zurückkehrte, theilte er mir die Nachricht von dem Ableben seines Vaters mit. Ich blieb ihm zu Liebe noch in M.

Am Begräbnißtage des alten Grafen traf ein Brief ein, der an den Verstorbenen gerichtet war, und den Graf Edmund öffnete. Er brachte die Lösung dieser geheimnißvollen Angelegenheit.

Die Gräfin, welche von dem Tode ihres Mannes noch nichts wußte, schrieb diesem, daß sie beschlossen habe, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen und in ein Kloster zu gehen, daß sie ihm aber Aufklärung schuldig sei und diese hierdurch gebe: Sie habe als junges Mädchen ein intimes Verhältniß mit dem damals als Offizier in ihrer Vaterstadt in Garnison stehenden Herrn v. Bender gehabt; dieser sei ihre erste und aufrichtige Liebe gewesen. In ihrer Unerfahrenheit habe sie ihm leidenschaftliche Briefe geschrieben, welche allerdings für sie höchst bloßstellend seien, da sie die Natur ihres Verhältnisses deutlich darlegten. Sie klagte den Abenteurer, dem sie einst ihre Liebe geschenkt, an, daß dieser unmittelbar nach ihrer Verheirathung sich ihr wieder genähert habe, um von ihr Geldsummen zu erpressen, indem er ihr damit drohte, ihrem Gatten ihre Briefe auszuliefern. Sie habe ihr ganzes Geld aufgewendet, über das sie verfügte. Als er vor einigen Wochen sie abermals aufsuchte und zu einem Stelldichein im Park des Schlosses zwang, forderte er eine Geldsumme von ihr, die ihm die Gräfin nur dadurch verschaffen konnte, daß sie ihm die Brillanten übergab, die er verpfänden sollte. Die Gräfin wollte sie wieder einlösen, sobald sie Gelder flüssig hatte, vor Allem, sobald sie über ihr Nadelgeld verfügen konnte, welches ihr vierteljährlich ausgezahlt wurde. Leider habe ihr aber der schreckliche Bender geschrieben, daß er die Brillanten verkauft habe. Um der Entdeckung vorzubeugen, hätte sie, als sie gezwungen gewesen sei, den Familienschmuck anzulegen, den Diebstahl fingirt. Sie sei selbst auf das Aeußerste überrascht gewesen, daß sich die Ohrgehänge unter den Sachen ihrer Gesellschafterin vorgefunden, und wisse es sich nicht zu erklären, wie diese dahin gekommen seien.

Dieser Brief, welcher dem Untersuchungsrichter vorgelegt werden mußte, beendigte die Untersuchung und veranlaßte die Zurücklegung der Akten.

Eine Woche nach den Begräbnißfeierlichkeiten heirathete Graf Edmund in aller Stille Eugenie und ging dann zwei Jahre mit ihr auf Reisen, um erst das Gerede der Leute über die Brillantengeschichte und seine Verheirathung zur Ruhe kommen zu lassen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Drei Parthien Schach. — Wer die jetzt so billige und bequeme Gelegenheit, das Wunderland Italien, den „Garten Europa's", wie es der alte Seume nennt, zu sehen, benutzen will, der sollte es nicht versäumen, auch der einst meerbeherrschenden Terrassenstadt Genua einen Besuch zu machen. Er wird dann sicher auch die prächtige Strada Balbi entlang wandern und seine Blicke durch einen der herrlichsten Paläste gefesselt fühlen. „Das Kasino!" berichtet der Cicerone auf die Frage des Reisenden, und er hat Recht, es ist jetzt ein Gesellschaftshaus. Früher aber, zu den stolzesten Zeiten der Republik, war dieses Gebäude der Palast Lercaro, einer der vornehmsten und einflußreichsten Familien Genua's.

Es war zur Zeit des großen Dogen Andrea Doria, als der Bey von Trapezunt in Genua eintraf, um im Auftrage der Türkei einen zwischen dieser und der Republik schwebenden Streit zu schlichten. Er wurde von dem Dogen mit aller Auszeichnung behandelt und ihm eine Wohnung in dessen Palast zur Verfügung gestellt. Eines Abends hatte der Doge seinem Gaste zu Ehren eine größere Festlichkeit veranstaltet, zu der auch die Familie Lercaro, welche mit den Dorias verwandt war, eingeladen wurde. Ein Sohn der Letzteren war trotz seiner Jugend — er zählte erst vierzehn Jahre — ein ausgezeichneter Schachspieler, und als der Bey davon hörte, lud er ihn zu einer Parthie ein. Mit beleidigender Herablassung behandelte der Muselmann den Knaben, den er für keinen ebenbürtigen Gegner hielt, und als dieser die erste Parthie gewann, erlaubte er sich verletzende Scherze. Der junge Lercaro gewann auch die zweite Parthie, was den Bey noch mehr erbitterte, als Letzterer aber auch zum dritten Male matt wurde, ließ er sich hinreißen, dem Jüngling einen Schlag in's Gesicht zu versetzen.

„Obgleich ich Euch nicht zu jung war", um mit mir zu spielen, so werdet Ihr mir doch wahrscheinlich die nöthige Genugthuung für diese Beleidigung verweigern," sagte der Knabe glühenden Antlitzes, „aber sobald ich ein Mann geworden bin, sehen wir uns wieder, verlaßt Euch darauf!" Damit verließ er die Gesellschaft.

Sobald der junge Lercaro zwanzig Jahre alt geworden und in den Besitz seines Vermögens gekommen war, rüstete er dreißig Schiffe aus und segelte nach dem schwarzen Meere, die Küsten Trapezunts blockirend. Kein türkisches Schiff war mehr sicher, Lercaro nahm die Mannschaft gefangen und bohrte die Schiffe in den Grund. Von Zeit zu Zeit sandte er dann seinem Gegner ein Fäßchen mit Türkenohren. Endlich rief der Trapezunter, den lauten Klagen und Beschwerden seiner Unterthanen nachgebend, die Vermittelung des Sultans an, und dieser lud beide Parteien nach Konstantinopel ein. Die Entscheidung war seltsam genug: dem Beleidigten wurde das Recht zuerkannt, seinem Gegner die Ohrfeige mit Zinsen zurückzugeben, d. h. er durfte ihm auf jede Wange einen Schlag verabreichen. Lercaro aber verzichtete großmüthig auf dieses Recht und begnügte sich mit der demüthigen Abbitte des Besiegten.

Jetzt zeugt von dem einstigen Glanze des Geschlechts, das es sogar wagen durfte, auf eigene Faust Krieg zu führen, nur noch der Palast zu Genua; die Gebeine der Angehörigen dieser Familie aber modern in der Erbgruft, und längst ist auch der letzte Sproß derselben zu seinen Vätern versammelt worden. [M. L.]

Humoristisches.



Malitiös.

Mein Herr, Sie haben mich beleidigt. Ich fordere Sie hiermit auf Pistolen! Mein Name ist v. Hase!
— So? Na, da müßte ich mir ja erst eine Jagdkarte kaufen.



Fatales Mißverständniß.

Alte Jungfer: Wie kommen Sie auf die Idee, daß ich hinunter zum Herrn Hauptmann kommen soll; was hat er Ihnen denn aufgetragen?

Neuer Offizierbursche: Herr Hauptmann haben expreß befohlen, ich soll aus dem Damenzimmer die eckige alte Schachtel hinunter in den Garten holen.

Ein Schreibfehler, der die Wahrheit sagt. — Der Marquis Lebel, dessen Braut ihm den Ring zurückgegeben hatte, weil er ein Trinker war, schrieb hierüber an einen Freund, dem er aber den wahren Sachverhalt verbergen wollte. Indessen schenkte er infolge eines kleinen Schreibfehlers wider Willen dem Freunde reinen Wein ein, indem er schrieb: „Ich weiß gar nicht, weshalb Leonore mich verlassen hat! Ich liebte doch die Flasche (Falsche) so sehr und bin ihr noch jetzt mit Leib und Seele ergeben." [Ws.]

Beherzigenswerth. — Ueber Toiletten schreibt eine weise Frau: „Es ist für das Weib wohl anständig und durchaus gestattet, sich in der Blüthe der Jahre zu schmücken; aber wenn die Blüthe der Jahre abstirbt, so hüte sich das Weib sorgsam vor übertriebenem Schmuck. Man steckt keine Rosen in den Schnee." [M. H.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:
Es reifet das Groß', das Gute nur langsam, aber es reifet gewiß zur herrlich erquickenden Ernte.

Räthsel.

Dient mir der Mann, gereicht es ihm zur Ehre,
Und wenn er für mich schafft und wagt und ringt,
Ist's hochgepries'nes Thun, das Dank ihm bringt
Und Zeugniß gibt für seines Sinnes Adel

Liebt mich die Frau, muß sie sich sorgsam hüten,
Daß nicht der mächt'ge Zug sie ganz bezwingt;
Wenn sie — mir huld'gend — große Opfer bringt,
Erwächst ihr Unheil d'raus und bitt'rer Tadel.

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung von Nr. 28:
des Diamant-Räthsels: Hans Sachs

				H				
			M	**A**	X			
		T	A	**N**	N	E		
	D	R	O	**S**	S	E	L	
H	**A**	**N**	**S**	**S**	**A**	**C**	**H**	**S**
	S	C	H	**A**	K	A	L	
		E	I	**C**	H	E		
			E	**H**	E			
				S				

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.